

„Jetzt gibt es in Libyen kein Zurück mehr“

In einem Dorf oberhalb des Thunersees schreibt der libysche Schriftsteller Ibrahim al-Koni seit fast zwei Jahrzehnten über die Wüste, über Macht und Tyrannei. Politische Kommentare hat er bisher stets abgelehnt mit der Bemerkung, er sei kein Politaktivist, sondern Schriftsteller und was er zu sagen habe, stehe in seinen Büchern. Doch angesichts der Revolutionen in der arabischen Welt und der brutalen Gewalt des Ghadhafi-Regimes lässt er sich aus der Reserve locken. Seit kurzem ist er von einem Besuch in Libyen zurück.

Herr al-Koni, Was geht in Ihnen vor, wenn Sie die Nachrichten aus Libyen hören?

Ibrahim al-Koni: Ich bin sehr traurig über die barbarische Gewalt, die das Regime gegenüber der Bevölkerung ausübt. Die Truppen Ghadhafis gehen bewaffnet gegen die eigene Bevölkerung vor, wie im Krieg. Das ist Wahnsinn. Auf der anderen Seite bin ich froh, weil dieser Kampf zur Freiheit führt. Der Wille hat über die Angst gesiegt.

Sie haben gerade zwei Monate in Ihrer alten Heimat verbracht. Was haben Sie dort erlebt?

Mitte Dezember bin ich nach Libyen geflogen, um meinen kranken Bruder zu besuchen. Er hat Krebs. Viele meine Landsleute haben Krebs, und ich glaube, dass dies eine Auswirkung des permanenten Stresses im repressiven Regime von Ghadhafi ist. Von dort habe ich die Volksaufstände in Tunesien und Ägypten verfolgt und gespürt, dass auch Libyen reif für eine Revolution ist und der Funke überspringen könnte. Denn die Situation ist seit langem katastrophal.

Woher nehmen die jungen Leute, die gegen den Diktator auf die Strasse gehen, ihren Mut?

Die libysche Bevölkerung ist im Grunde sehr friedlich, tolerant und geduldig. Aber der Druck von 42 Jahren Diktatur war zuviel, das musste einmal explodieren. Diese Freiheit hat allerdings einen Preis. Die Libyer zahlen einen hohen Preis, einen höheren als die Tunesier und Ägypter. Libyen hat nur fünf Millionen Einwohner, und in nur wenigen Tagen sind Tausende Menschen getötet worden.

Welche Wirkung hatten die erfolgreichen Umstürze in Tunesien und Ägypten?

Meine Landsleute haben die Ereignisse in den Nachbarländern mit Freude und Begeisterung verfolgt. Es gibt ein grosses Gefühl von Verbundenheit zwischen den Völkern, die von ihren Herrschern unterdrückt wurden. Als die Menschen in Libyen sahen, dass die Tunesier und Ägypter in so kurzer Zeit ihre Diktatoren stürzen konnten, realisierten sie, dass auch Ghadhafi nicht unbesiegbar ist.

Sie haben Libyen immer wieder besucht. Gab es dort eine Intellektuellen-Szene und gesellschaftliche Debatten?

Das gab es immer, aber die Szene wurde unterdrückt, es gab individuelle Szenen, nicht eine Bewegung. Die Stimmung war seit langem gegen Ghadhafi, denn wir hatten etwas anderes erwartet von dieser Revolution, die er 1969 versprochen hatte, als er die Macht übernahm. Ich lebte damals als junger Journalist in Tripolis und hatte zahlreiche Konflikte mit dem Regime. 1970 ging ich in die damalige Sowjetunion, weil ich mich in meiner Heimat nicht mehr sicher fühlte.

Konnten Sie später wieder gefahrlos nach Libyen reisen?

Inzwischen bin ich ein international renommierter Schriftsteller, das schützt mich ein Stück weit vor der Willkür dieses Regimes. Aber jedes Mal, wenn ich nach Libyen kam, wurde ich vom Geheimdienst kontrolliert.

Wie sind Sie aus der Schweiz in Verbindung mit Ihrer alten Heimat geblieben?

Trotz Gefahr versuchte ich immer wieder, nach Libyen zu reisen. Denn das ist mein Volk. Ich riskierte dabei, verhaftet und ins Gefängnis gesteckt zu werden, aber das ist meine Heimat,

mit der ich eng verbunden bin, auch wenn ich in der Schweiz lebe. Ich habe mich wiederholt für Veränderungen engagiert. Ich habe gekämpft und diskutiert, auch mit Vertretern des Regimes, um in Libyen etwas zu bewegen. Ich hatte einen gewissen Einfluss, weil ich international berühmt bin. Das Regime hat mich respektiert.

Welche Bedeutung und Glaubwürdigkeit hatten die in den letzten Jahren von Ghadhafis Sohn Seif al-Islam versprochenen Reformen?

Seif al-Islam wollte die Gesellschaft modernisieren. Er wusste, dass die Bevölkerung dies brauchte und ihm vertraute. Die Leute sind des autoritären Systems seit langem überdrüssig und völlig verzweifelt. Das Reformprojekt ist am Widerstand von Muammar Ghadhafi gescheitert. Das war ein Machtkampf zwischen Vater und Sohn. Als Ghadhafi international wieder eine Rolle spielte und vom Westen gestützt wurde, hielt er es nicht mehr für nötig, Reformen einzuführen. Die internationale Gemeinschaft hat viel dazu beigetragen, dass der Despot so lange an der Macht blieb.

Wie reagierten die Menschen auf das Scheitern des Reformprojekts?

Die Libyer waren frustriert, als auf die Ankündigung von Reformen, positiven Veränderungen und mehr Pressefreiheit nichts folgte, als sich herausstellte, dass dies leere Versprechungen waren. Wenn die Verzweiflung einmal so tief ist und die Hoffnungslosigkeit dominiert, ist man bereit alles zu riskieren, wie es jetzt geschieht auf Libyens Strassen. Wenn man an diesem Punkt angelangt ist, riskiert man sogar sein Leben.

Was wird als nächstes geschehen, wenn Ghadhafi und sein Clan weg sind?

Diese Frage kann man jetzt noch nicht beantworten. In Benghazi tanzen die Leute auf der Strasse. Wenn Ghadhafi weg ist, muss sich die Gesellschaft organisieren. Das ist eine Frage der Zeit und der Organisation, wie in Ägypten. Man muss Geduld haben.

Wie sieht Ihre Vision von Libyen ohne Ghadhafi aus?

Ich habe Libyen noch als Königreich erlebt und dann das Regime Ghadhafis, ich kann mir alles vorstellen. Irgendwann könnte Libyen zu einem freien, demokratischen Land werden. Ich weiss allerdings nicht, ob ich dies noch erleben werde. Das ist ein langwieriger Prozess. So wie Libyen jetzt war, wird es sicher nicht bleiben. Der Weg führt klar Richtung Freiheit und Demokratie, da gibt es kein Zurück mehr. Niemand kann sich jetzt noch Illusionen machen, in Libyen absolut zu regieren. Dies gilt auch für Tunesien und Ägypten.

In Ihrem Roman „Das Herrscherkleid“ geht es um Tyrannei als ein zerstörerisches Krebsgeschwür. Ist dies eine Parabel auf die Diktatur in Libyen?

Der Roman beschreibt die wahnhaft und krankhafte Symbiose eines Menschen mit der Macht. Dies zeigt sich, indem sein Herrscherkleid eines Tages mit seiner Haut verwachsen ist. Dieses Kleid auszuziehen heisst für ihn zu sterben. Dieser Roman ist ein Dokument gegen die Tyrannei, und zwar nicht nur in Libyen und der arabischen Welt, sondern gegen jede Tyrannei. Ich schreibe metaphorisch. Ich bin nicht Politiker, sondern Schriftsteller und ich schreibe philosophische Literatur. Das menschliche Machtstreben war schon immer mein dominierendes Thema, sei es politische Macht, moralische, psychische, gesellschaftliche oder wirtschaftliche Macht. Ich bin besessen von diesem Thema.

Inspiriert Sie der Umbruch in der arabischen Welt für einen neuen Roman?

Ich bin fasziniert von Mohammed Bouazizi, dem tunesische Gemüsehändler, dessen Selbstverbrennung am 17. Dezember 2010 in Sidi Bouzid die Revolution in Tunesien auslöste. Seine Handlung war der Funke, der den Flächenbrand entzündet und letztlich die ganze arabische Welt verändert hat. Wenn ich über diese Revolutionen, Umwälzungen in der arabischen Welt schreiben werde, dann gehe ich zu den Wurzeln, zu den Anfängen. Literatur geht immer an die Wurzeln.

Ist Mohammed Bouazizi ein arabischer Held?

Ich möchte diesen Mann als heilig bezeichnen. Die ganze arabische Welt sollte ihm dankbar sein. Er ist der Christus unserer Zeit, er hat sein Kreuz getragen und sich geopfert. Ein Symbol der Hoffnung. Diese Erdbeben, die jetzt durch die arabische Welt laufen, gehen auf ihn zurück. Wenn ich über ihn schreibe, dann schreibe ich zugleich über alles, was er ausgelöst hat. Das ist Literatur, sie schreibt über die Welt auf indirekte, metaphorische Weise. Die Idee, über diese Ereignisse zu schreiben, hat mich befallen wie eine Krankheit. Das ist äusserst fruchtbar für einen Schriftsteller, etwas Tiefes, eine titanische Inspiration.

Interview: Susanne Schanda

Von der libyschen Wüste in die Schweizer Alpen und zurück

Am Ende seines zuletzt auf Deutsch erschienenen Romans „Das Herrscherkleid“ hat Ibrahim al-Koni notiert, als wärs ein Tagebuch-Eintrag: „Goldiwil (Schweizer Alpen), November 2007“. Weiter weg von der libyschen Wüste als in Goldiwil kann er wohl gar nicht sein. Das idyllisch oberhalb des Thunersees gelegene Dorf ist ihm ein perfektes Reduit, um über die Menschen in der Weite der Wüste und über die Ungeheuerlichkeiten von Macht und Tyrannei zu schreiben. Der Autor gehört heute zu den Grossen der arabischen Gegenwartsliteratur. Sein Werk umfasst gegen 70 Romane und Erzählungen, ist in zahlreiche Sprachen übersetzt und hat ihm internationalen Ruhm und Preisseggen eingebracht. Dazu gehört der libysche Staatspreis (1996) ebenso wie der Grosse Literaturpreis des Kantons Bern (2005). Im Basler Lenos-Verlag sind elf seiner Bücher auf Deutsch erschienen, übersetzt von Hartmut Fähndrich.

1948 geboren, wuchs Ibrahim al-Koni in einem Tuareg-Stamm in der Wüste Libyens auf.

1970 emigrierte er nach Moskau, wo er am Gorki-Institut Literatur studierte. Als Journalist arbeitete er in Moskau und Warschau, bevor er 1993 in die Schweiz zog.

Seine Romane sind keine handlungsprallen, schnell zu lesenden Geschichten, sondern oft mythisch überhöhte Epen voller Zeichen und Symbole, angesiedelt in archaischen Wüstenlandschaften. Al-Koni, dem die deutschen Philosophen Hegel, Kant und Nietzsche ebenso vertraut sind wie Dostojewski und Sigmund Freud, betont im Gespräch, dass er philosophische Literatur schreibe, und fragt: „Kennen Sie Nietzsches Werk ‚Der Wille zur Macht‘? Alles Streben der Menschen in diesem Leben ist auf Macht ausgerichtet.“

Der Roman „Das Herrscherkleid“ trägt im arabischen Original den Titel „Al-Waram“ („Das Geschwür“). Er beschreibt auf kafkaeske Weise, wie ein von Macht besessener Herrscher eines Morgens aufwacht und merkt, dass sein Kleid mit der Haut verwachsen ist. Als ihm mitgeteilt wird, dass er das Gewand wieder abgeben muss, wird klar, dass er damit auch seine Haut abziehen und sterben müsste. Dagegen wehrt er sich mit brutaler Gewalt. So augenfällig die Parallele zu Ghadhafis Gewaltregime in Libyen ist, Ibrahim al-Koni wehrt sich gegen eine Deutung als Schlüsselroman. Er ist kein politisch engagierter Schriftsteller. Das zeitlos Philosophische seines Werks hat ihn wohl auch vor Repressionen des Ghadhafi-Regimes geschützt und ihm ermöglicht, regelmässig nach Libyen zu reisen. Als er zum letzten Mal in seiner alten Heimat war, wurde er dort Zeuge der arabischen Revolutionen in Tunesien und Ägypten. Am 15. Februar kam er in die Schweiz zurück, am Tag, bevor der Aufstand in Libyen begann.

Sus

Berner Zeitung, 5.3.2011